

Liturgie erleben: Ansätze zur Lebensrelevanz der Liturgie

Uta Pohl-Patalong

Dem Ansatz Meyer-Blancks, Leben, Leib und Liturgie praktisch-theologisch als Differenzierungskategorien zu verstehen und zu bearbeiten, kann ich sehr gut folgen. Er entspricht der Ausrichtung der Praktischen Theologie, die sich in den letzten Jahren wesentlich durchgesetzt hat: religiöse Praxis im weiteren Sinne wahrzunehmen, zu beschreiben und zu verstehen suchen. Diese Spur erweist sich als produktiv, insofern sie den Blick weitet, differenziert wahrnimmt und sich einem vorschnellen Bescheidwissen der Theorie über die Praxis enthält. Diese Herangehensweise zu dem Verhältnis von Leben, Leib und Liturgie hat Michael Meyer-Blanck schlüssig und konsequent aufgezeigt. In seinem Vortrag erkenne ich jedoch noch eine zweite, weniger dominante Linie, der zu folgen ich als reizvoll für die Response erachte. Dies entspricht einem dekonstruktivistischen Vorgehen, das sich für die marginalen Nebenlinien interessiert und diesen besondere Produktivität zutraut, gerade weil sie in den Hauptlinien wenig entfaltet erscheinen.

Eine solche interessante Nebenlinie entdeckte ich hier in dem programmatischen und an Veränderung interessierten Aspekt der praktisch-theologischen Disziplin. Dies lässt sich an Begriffen festmachen: Vokabeln wie „Gesamtvermessung des Spielfeldes der Praxis“, „Verstehen“, „Differenzierung“, „Praktische Theologie als Unterscheidungslehre“, „wahrnehmende Beobachtung“, „Begriffe finden“, „rekonstruieren“ stehen im Vordergrund. Aber es finden sich auch die Begriffe „durchsetzen“, „einbringen“, „entgegensetzen“, „um das Leben wenn nicht besser, dann doch besser lebbar zu machen“. Mit dem Gegenüber der beiden Linien befinden wir uns mitten in dem Diskurs um die Ausrichtung und die Aufgabe Praktischer Theologie. Dies ist angesichts des Tagungsthemas nicht erstaunlich und entspricht zudem einem Dauerthema der Praktischen Theologie. Ich finde es jedoch reizvoll, gerade in diesem Kontext der programmatischen, an einer Veränderung der Praxis interessierten Linie der Praktischen Theologie einmal nachzugehen, die bei den konkreten empirisch wahrnehmbaren

praktischen Vollzügen ansetzt und die meiner Wahrnehmung nach in der katholischen Praktischen Theologie im Moment wesentlich stärker vertreten wird als in der evangelischen.

Von dieser „Nebenlinie“ aus möchte ich den drei Begriffen Leben, Leib und Liturgie und vor allem ihrem Verhältnis untereinander in einem neuen Anlauf nachgehen. Dabei stelle ich stärker Fragen und zeige Wege auf, diesen zu folgen, als dass ich gesicherte Ergebnisse präsentieren kann. Mein Fokus liegt auf der Lebensrelevanz der Liturgie und der Rolle des Leibes dabei. Dabei ist „Lebensrelevanz“ zugegeben ein unklarer Begriff, der sich vermutlich erst am Ende eines längeren Erkenntnisprozesses sinnvoll definieren ließe. Als eine Art Arbeitsdefinition möchte ich ihn probeweise verstehen im Sinne eines so Bedeutsamwerdens, dass sich subjektives Erleben und die Bewältigung des Lebens verändern.

1. Die Lebensrelevanz der Liturgie – liturgiewissenschaftliche Ansätze

Michael Meyer-Blanck hat wesentliche Funktionen der Liturgie im Blick auf die Relevanz für das Leben präzise beschrieben. Seinem Vorschlag, die Liturgie zu verstehen als „Lebensform, in der das Leben als angesprochenes Leben gesetzt wird, indem das Angesprochensein vorausgesetzt wird“, folge ich gerne. Auch dass gerade in der Liturgie zum Ausdruck kommt, „dass Leben nicht einfach optimiert oder gestaltet werden kann, gerade weil es als wirkliches Leben uns entzogenes Leben ist“, halte ich für eine zutreffende Formulierung für die Funktionen der Liturgie.

Von dem Interesse an der Lebensrelevanz der Liturgie her schließt sich daran allerdings die Frage an, von welchen Menschen unter welchen Umständen dies erlebt, erfahren und für sie in lebensverändernder Weise relevant wird. Meiner Beobachtung nach zeigt sich am Bereich der Liturgie besonders deutlich der Hiatus zwischen einer reflektierten und durchaus plausiblen Beschreibung des Sinns religiöser Praxis und ihrem faktischen Erleben im Durchschnitt der Bevölkerung. Konkret muss sich die Praktische Theologie die Frage stellen: Wie kommt es eigentlich, dass die identifizierten positiven Grundfunktionen der Liturgie für das Leben von Menschen – aller Menschen – nur von einer Minderheit so wahrgenommen und in Anspruch genommen werden? Die Deutung, dass eine gewisse Vertrautheit Voraussetzung dafür sei, um die lebensrelevanten Funktionen der

Liturgie zu erleben, diese aber bei vielen Menschen nicht vorhanden sei, greift insofern nicht, als nach den kirchensoziologischen Erhebungen ein relativ großer Prozentsatz der Bevölkerung immerhin gelegentlich eine liturgische Veranstaltung besucht. Müsste nicht bei einem sporadischen Besuch immerhin so viel von den hilfreichen Funktionen der Liturgie spürbar werden, dass dieser Spur weiter gefolgt wird? Wenn man annimmt, dass sich erst nach jahrelangem regelmäßigen Gottesdienstbesuch der lebenspraktische Sinn dieser Veranstaltung erschließen lässt, traut man entweder den Menschen wenig Gespür oder der Veranstaltung wenig Plausibilität zu. Insofern scheint sich mir eine intensivere praktisch-theologische Frage nach dem Erleben der Liturgie im evangelischen Gottesdienst zu lohnen, die dann durchaus zu einer veränderten liturgischen Praxis führen könnte.

Folgt man dieser Spur, erscheint es zunächst bemerkenswert, dass die Frage, wie Menschen konkret Liturgie erleben, lange Zeit nicht gestellt worden ist. Liest man in dieser Perspektive neuere liturgiewissenschaftliche Werke über die Funktionen des Gottesdienstes, so erstaunt es, mit welcher Selbstverständlichkeit Funktionen des Gottesdienstes postuliert werden, ohne auch nur zu fragen, ob dies durch die Realität gedeckt wird. Im Kontext der verstärkt qualitativ orientierten empirischen Forschung in der Praktischen Theologie hat die Spurensuche in den letzten Jahren jedoch begonnen. Drei Ansätze möchte ich kurz vorstellen.

Benjamin Roßner hat in seiner Studie 18 junge Erwachsene zu ihrem Verhältnis zum evangelischen Gottesdienst in halboffenen Interviews befragt.¹ In seiner Auswertung geht er allerdings weniger dem subjektiven Erleben des Gottesdienstes nach, sondern orientiert sich an bestimmten „Typen“ bezüglich der Häufigkeit des Gottesdienstbesuches, des Anlasses, der Bedeutung der Familie und des Freundeskreises, der inneren Nähe und Distanz zu den gottesdienstlichen Gehalten, den Erwartungen an den Gottesdienst etc. Wie die Befragten die liturgischen Stücke des Gottesdienstes konkret erleben, wird eher gestreift. Einige Erkenntnisse sind dennoch für den Zusammenhang von Liturgie und Leben interessant:

Insgesamt stellt die Studie – wenig überraschend – fest, dass die Beteiligung am Gottesdienst und damit seine Attraktivität steigt, wenn die Inhalte und Handlungen nachvollziehbar und „uncodiert“²

1 Benjamin Roßner, *Das Verhältnis junger Erwachsener zum Gottesdienst. Empirische Studien zur Situation in Ostdeutschland und Konsequenzen für das gottesdienstliche Handeln*, Leipzig 2005.

2 A.a.O., 289.

kommuniziert werden. Die Befragten besitzen durchschnittlich wenig Kenntnisse über den Sinn liturgischer Handlungen und zeigen auch wenig Motivation, diesen auf die Spur zu kommen. Dies führt dazu, dass insgesamt die Predigt größeres Interesse findet als die Liturgie.

Differenzierter unterscheidet Roßner in seiner Studie neben Menschen, die den Gottesdienst kontinuierlich besuchen, „Einsteiger“ und „Aussteiger“, also Menschen, die erst im Erwachsenenalter zum Gottesdienstbesuch gekommen sind, und solche, die nach einer kirchlichen Sozialisation als junge Erwachsene den Gottesdienst nicht mehr besuchen. Letztere haben ganz offensichtlich subjektiv die Lebensrelevanz der Liturgie nicht erfahren. Die Vertrautheit mit dem liturgischen Ablauf wird eher als Rezeptionshindernis erfahren. „Der Ablauf ist so immer der selbe gewesen im Prinzip dass ich einfach abschalte. Das ist so das das läuft und ich weiß im Prinzip was kommt und dann ist es auch so dass ich mir keine Gedanken darüber mache.“³ Diese Menschen, die Roßner dem „kritisch-distanziert“ genannten Typ zuordnet, erleben den Gottesdienst als „traurige und eher unangenehme Veranstaltung... Sie fühlen sich nicht angesprochen, auch weil sie ihre Fragen und Themen nicht aktiv kommunizieren können.“⁴

Bei denjenigen, die Roßner als „wohlwollend“ bezeichnet, steht dagegen das Erleben von Ruhe und Entspannung im Vordergrund. Diese Befragten ziehen sich immer wieder mit ihrer Aufmerksamkeit vom Gottesdienstgeschehen zurück, um ihren eigenen Themen und Gedanken nachzugehen. Eine Atmosphäre, die ihnen das ermöglicht, ist damit wichtiger als ein konkretes liturgisches Erleben. Gleichzeitig ist es ein typisches Merkmal dieser Gruppe, sich immer wieder wegen mangelnder Kenntnis oder inhaltlicher Zustimmung ausgeschlossen zu fühlen. Interessant ist nun, dass bei dem als „virtuos-souverän“ bezeichneten Typus regelmäßiger Gottesdienstbesucherinnen und -besucher, zu dem zwei der Befragten gehören, die Geläufigkeit der liturgischen Stücke als „Insider“ betont wird, beide allerdings nichts über ihr konkretes Erleben der Liturgie und ihre Relevanz für ihr Leben äußern und darüber hinaus Gottesdienstformen favorisieren, in denen liturgische Gesänge und Texte stark reduziert sind. Die lebenspraktische Bedeutung des Gottesdienstes machen die beiden Befragten stärker am sozialen als am liturgischen Aspekt fest.⁵ Insofern bietet die Studie von Roßner kaum empirische Fundierung der lebensrelevanten Funktionen der Liturgie.

3 A.a.O., 290.

4 A.a.O., 291.

5 Vgl. a.a.O. 255 und 261.

Die in Kooperation mit dem Ev. Gottesdienstinstitut erstellte Studie von Jeannett Martin „Mensch – Alltag – Gottesdienst. Bedürfnisse, Rituale und Bedeutungszuschreibungen evangelisch Getaufte in Bayern“⁶ untersucht mit insgesamt 49 Erzählinterviews unter anderen Aspekten auch gottesdienstliche Handlungs- und Haltungsmuster, bezogen auf evangelisch Getaufte in Bayern. Diese Studie setzt nun gerade bei den subjektiven Bedürfnissen der Befragten an, allerdings nicht in Bezug auf den Gottesdienst, sondern in Bezug auf Alltagsritualität. Sie identifiziert sieben Grundbedürfnisse: Lebensfreude, Selbstbestimmung, Sinnstiftung, Locality (im Sinne von persönlichen Identifikationsorten), Selbstsorge, Ästhetik und Strukturierung /Orientierung. Anschließend klassifiziert sie die Befragten ebenfalls nach unterschiedlichen Typen in ihrer Haltung zur Kirche und zum Gottesdienst. Nur die Angehörigen eines Typus („Typ III. Zustimmung zum Christentum, wohlwollende Haltung zur Kirche und Erfüllung eigener Bedürfnisse im Gottesdienst“⁷) besuchen einigermaßen regelmäßig gottesdienstliche Veranstaltungen, weil sie „beim Kirchbesuch – nicht immer, aber in der Regel – wesentliche ihrer Bedürfnisse befriedigt sehen.“⁸ Allerdings bleibt offen, inwiefern diese Bedürfnisse in der Liturgie konkret getroffen werden und wie diese erlebt wird. Martin zitiert im Weiteren noch einige gotteskritische Äußerungen der Befragten, ohne diese näher auszuwerten.⁹ Insgesamt liegt der Fokus der Untersuchung wesentlich stärker auf den Alltagsritualen und dem Verhältnis zur Institution Kirche als auf dem Erleben im Gottesdienst.

Ich selber arbeite gegenwärtig an einem Forschungsprojekt, das dem Zusammenhang von subjektiver Religiosität und Teilnahmeverhalten an religiösen Institutionen am Beispiel des evangelischen Gottesdienstes nachgeht. Ich möchte dies qualitativ mit halboffenen Interviews tun, in denen die Interviewpartnerinnen und -partner gebeten werden, detailliert und differenziert von ihrem Erleben im evangelischen Gottesdienst zu erzählen. Bewusst wird dabei auch nicht zwischen unterschiedlichen gottesdienstlichen Typen differenziert, sondern quer zu diesen nach subjektivem Erleben gottesdienstlicher Elemente wie Liturgie, Predigt, Lesungen, Gebeten, Segen und Musik gefragt, aber auch nach der Bedeutung der anderen Gottesdienstteil-

6 Jeannett Martin, *Mensch – Alltag – Gottesdienst. Bedürfnisse, Rituale und Bedeutungszuschreibungen evangelisch Getaufte in Bayern* (Bayreuther forum TRANSIT Kulturwissenschaftliche Religionsstudien 7), Berlin 2007.

7 A.a.O., 126ff.

8 A.a.O., 129.

9 Vgl. a.a.O., 130.

nehmenden sowie den Gottesdienst Durchführenden, Veränderungen in der Stimmungslage vor und nach dem Gottesdienst, Motivationen und Hinderungsgründen etc.. Nach den Probeinterviews habe ich erste Hypothesen entwickelt, die gemäß qualitativer Vorgehensweise in den weiteren Interviews überprüft, relativiert, modifiziert und gänzlich verändert werden können.

Auffällig bei den Probeinterviews ist, wie sehr das subjektive Empfinden, in dieser Veranstaltung willkommen und „richtig“ zu sein, das Erleben des Gottesdienstes prägt. Wie und wodurch dies entsteht (oder verhindert wird) können die Befragten nur diffus beschreiben. Es ist offensichtlich teilweise personenabhängig (sowohl hinsichtlich der Leitung des Gottesdienstes als auch der anderen Besucherinnen und Besucher), die Nachvollziehbarkeit des Ablaufes spielt eine Rolle, aber es gibt auch ein gewisses „Mehr“ des Willkommenseins, das schwer festzumachen ist. Dieser Eindruck, mit seiner Person und seiner Lebenssituation willkommen und richtig zu sein, scheint einigermaßen unabhängig von der gottesdienstlichen Form zu sein. Es wurde bislang als vorhanden oder abwesend geäußert, und zwar sowohl in agendarischen als auch in alternativen Gottesdienstformen. Insgesamt wird bei den Interviewten weniger zwischen dem Erleben in den verschiedenen gottesdienstlichen Formen differenziert, als dies die praktisch-theologische Debatte um „Zweitgottesdienste“ vermuten lässt.

Für das Stichwort der Lebensrelevanz ist weiter auffallend, dass bei den Befragten Begriffe des Wortfeldes „Lachen und Freude“ besonders häufig mit dem Terminus „Leben“ verbunden werden. Dies wird als seltenes Erleben und vor allem als Wunsch an den Gottesdienst geäußert, mehr „Leben“ durch Fröhlichkeit auszustrahlen.

Die Lebensrelevanz wird – wie bei einigen der Befragten von Roßner – besonders beim Zur-Ruhe-Kommen, kontemplativem Nachdenken über bestimmte Themen, Abstand vom Alltag empfunden. Liturgische Stücke werden dabei nicht als relevant erwähnt. Als emotional wichtig wird allerdings der Segen bezeichnet. Überhaupt wird der Gottesdienst vorrangig mit emotionalen Qualitäten verbunden. Auffallend ist allerdings, dass emotionale Gehalte wie Trost und Zuspruch, die nicht selten als wesentliche Erwartung der Gottesdienstbesucher/innen angenommen werden, eher wenig im Gottesdienst gesucht werden.

Alle vorgestellten Überlegungen bieten damit zunächst stärker eine Problemanzeige für die Lebensrelevanz der Liturgie als eine konkrete empirische Fundierung. Dieser ist praktisch-theologisch in den nächsten Jahren näher nachzugehen.

2. Die Bedeutung des Leibes für das Erleben der Liturgie – performative Ansätze

Auch in der deskriptiven Analyse der Bedeutung des Leibes für das Menschsein und für Religion und Christsein kann ich Michael Meyer-Blanck nur zustimmen. Dass der „Leib“ für die Grenzen der menschlichen Existenz steht und gerade darin die Bedingung der Möglichkeit von Denken und Sein und damit auch von Religion und Christsein ist, finde ich eine hilfreiche Wahrnehmung und Deutung. Auch die daraus folgende Funktionsbeschreibung der Religion, das Grenzbewusstsein des Selbstseins und Leibseins wach zu halten, finde ich weiterführend. Michael Meyer-Blanck zieht daraus bereits eine an Verbesserung der Praxis orientierte Konsequenz, wenn er sagt:

„Eine differenzbewusste christliche Theorie der Leiblichkeit wird den Verheißungen und Verurteilungen moderner Körperkultur entgegensetzen, dass der Leib der Ort und die Gestalt, aber nicht die Ursache von Leiden und Freude ist – sondern dass das Lebenswerte eben das Angesprochensein und das zum-Angesicht-Werden ist.“

Was aber bedeutet dies für den Leib in der Liturgie? Die lange sicherlich nicht ganz unzutreffende Analyse einer „Leibfeindlichkeit“ von Kirche und Theologie wird man heute sicher so pauschal nicht mehr behaupten können. Der Leib findet theologisch und auch in der kirchlichen Praxis Berücksichtigung. Diese erscheint mir allerdings eher partiell und nach wie vor mit deutlichen Schwierigkeiten verbunden. So hat das konstitutiv leiborientierte Bibliodrama im gottesdienstlichen Kontext nie wirklich Fuß fassen können und liturgische Elemente, die den Leib einbeziehen, werden nicht selten als der feministischen Sonderecke zugehörig betrachtet. Liturgiewissenschaftlich fehlt eine empirisch fundierte Reflexion der Leibkategorie, wie sie für die Poimenik¹⁰ und vor allem in der Religionspädagogik in den letzten Jahren zumindest in Ansätzen entwickelt wurde. Von den religionspädagogischen Diskursen der letzten Jahre könnte die Liturgik erheblich profitieren, zumal die Ansätze der performativen Religionsdidaktik bereits von sich aus auf liturgische Vollzüge rekurrieren. Denn indem performative Religionsdidaktik den Weg des Lernens von Religion wesentlich von außen nach innen begreift und daher die religiöse Handlung, das Ausüben von „Religion“, didaktisch in den Vordergrund rückt, richtet sich die Aufmerksamkeit auf liturgische

10 Vgl. v.a. Elisabeth Naurath, *Seelsorge als Leibsorge. Perspektiven einer leiborientierten Krankenhausseelsorge*, Stuttgart 2000.

Handlungen als verdichtete Form ausgeübter Religion. Diese aber werden immer leiblich vollzogen und erlebt, so dass Leib und Liturgie in performativer Perspektivität eng zusammenrücken. Allerdings stehen auch hier empirische Studien, wie Schülerinnen bzw. Konfirmanden welche liturgischen Stücke konkret erleben und was dies für ihren religiösen Lernprozess bedeutet, noch aus. Erst recht wird wenig gefragt, welche liturgische Praxis religiöses Lernen bzw. religiöse Erfahrung fördert oder vertieft und welche dem hinderlich ist. Beide Perspektiven – die vertiefte empirisch-deskriptive und die normativ orientierte – könnten von manchen performativen Ansätzen wesentliche Impulse erhalten. Unter anderem erscheint mir dabei der Ansatz von Silke Leonhard als besonders chancenreich für die nähere Erforschung des Zusammenhanges von Leib, Leben und Liturgie.¹¹ Leonhard rezipiert den in der Tradition der humanistischen Psychologie stehenden, von Eugene Gendlin entwickelten Zugang des Focusing für die Theologie und möchte mit diesem neue Wege zur Wahrnehmung von Religion eröffnen.¹² Der Ansatz des Focusing ist ein „hermeneutischer Weg zum produktiven Verstehen“¹³, der wesentliche Erkenntnisse über das subjektive Erleben von Vorgängen, über Bedeutungszuschreibungen und über Deutungen dadurch gewinnt, dass die sich dabei abspielenden leiblichen Prozesse wahrgenommen und reflektiert werden. Dies scheint mir methodisch für die Spurensuche, welche liturgischen Handlungen wie erlebt werden, produktiv. Interessanterweise erwähnt Leonhard ein angedachtes „Church project“ Gendlins, das mit dem Ansatz des Focusing Gottesdienstbesucherinnen und -besuchern ermöglichen möchte, ihr inneres Erleben des Gottesdienstes zu vertiefen,¹⁴ während Leonhard selbst – in einer religionspädagogischen Arbeit verständlich – der Frage nicht weiter nachgeht. Nimmt man den Ansatz des Focusing aber in der genannten Weise auf, würde die deskriptive Analyse weiterführen zu der normativen Frage, was diese Erkenntnis für die künftige liturgische Praxis bedeutet. Meine Hypothese wäre, dass eine erhöhte Aufmerksamkeit für die leibliche Dimension und das leibliche Vollziehen liturgischer Handlungen das Erleben ihrer Lebensrelevanz fördern würde.

11 Silke Leonhard, *Leiblich lernen und lehren. Ein religionsdidaktischer Diskurs*, Stuttgart 2006.

12 Vgl. a.a.O., 134.

13 A.a.O., 176.

14 Vgl. a.a.O., 136.

3. Lebensrelevanz als liturgische Verheißung?

Damit ist das dritte „L“ bereits thematisiert: Eine empirisch-programmatische Fragestellung fragt nach der Möglichkeit, die Lebensrelevanz der Liturgie vertieft zu erleben und mehr Menschen zugänglich zu machen, als dies bisher der Fall ist. Dabei gilt allerdings die von Meyer-Blancks betonte Einsicht, dass das Ritual bzw. der liturgische Vollzug des Gottesdienstes nicht nur nicht heilsbringend, sondern durchaus ambivalent ist. Mit dieser Vorsicht, Relativität und Differenziertheit und in der Erinnerung daran, dass das religiöse Erleben von Menschen letztlich nicht menschlicher Verfügbarkeit unterliegt, sondern glücklicherweise der Geist auch ganz ungeplant und überraschend weht, dürfte es allerdings eine spannende Aufgabe für die Praktische Theologie sein, der behaupteten Lebensrelevanz der Liturgie empirisch nachzugehen und aus diesen Erkenntnissen heraus durchaus zu fragen, wie die Lebensrelevanz der Liturgie gestärkt werden kann. Den Leib dabei nicht nur als Analyseinstrument, sondern als Ort des Erlebens von Lebensrelevanz zu begreifen, dürfte dabei viel versprechend sein.